

Zeitschrift: Die Berner Woche
Band: 28 (1938)
Heft: 48

Artikel: Daniel Pfund [Fortsetzung]
Autor: Huggenberger, Alfred
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-649177>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 13.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Daniel Pfund

Erzählung von Alfred Hugenberg.

„Ja, er hat noch Geld!“ bestätigte Daniel in der offenen Türe. Er langte in die Hosentasche und warf eine Handvoll Silber- und Nickelmünzen auf den Fußboden hin. Darauf sah er mit verchränkten Armen zu, wie die andern sich lärmend auf die über die Dielen hinrollenden Geldstücke stürzten und sich gegenseitig drängten und stießen, so daß ein unentwirrbarer Knäuel entstand, in welchem der kleine Weibel Brand ganz respektlos hin und her geschoben wurde.

Gegen elf Uhr führte Heinrich Reubli den stark betrunkenen Kameraden nach dem obern Kerstenhofe hinauf und sorgte für dessen Unterkunft. Daniel schlief bis in den Morgen hinein. Dann machte er sich gegen Raskacker hinab.

Gottlieb hatte in der Kerstenzelg Klee gemäht; das Futter lag an der Sonne, und noch war kein Wagen auf dem Weg.

„Natürlich! Jetzt wird mein Vieh das verdorbene Futter fressen müssen! Und die Vieß muß da oben in den Bremsen stehen, während es am Morgen früh schön kühl zum Laden gewesen wäre! So geht's halt jetzt auf dem Raskacker. Er ist noch ein Bub, der Gottlieb.“

Daniel besann sich ein wenig. Dann nahm er die in den Boden gesteckte Gabel, warf den Klee an Hausen und fing an zu rechnen. Während der Arbeit trat er dicht an den nebenanliegenden Kartoffelacker hin, den er ganz allein gehackt und gehäufelt hatte. Es ging ein starker Duft von den buschigen Stöcken aus, die jetzt prächtig im Blust standen. Man konnte den Boden nicht mehr sehen vor Ranken, Blättern und bläulichweißen Blumendolden; wenn man über den Acker hinsah, war er der schönste Garten den man sich denken konnte. Aber eben weil es ein Acker war und kein Garten, kam er Daniel viel schöner vor.

Es war ihm, als ob er ein ganzes Jahr fort gewesen wäre.

Jetzt kamen die Meisterin und Gottlieb mit dem Leiterwagen die Straße herauf. Daniel steckte die Gabel in einen Kleehaufen und drückte sich mit einem kleinlauten „Guten Tag“ am Wagen vorbei. Da ging ihm Frau Babette ein paar Schritte weit nach, legte ihm die Hand auf die Achsel und sagte bittend:

„Du — Daniel — komm ich dann noch bei uns zu Mittag. Du mußt nicht so fort. Elf Jahre bist du nun dagewesen . . .“

Es beelendete ihn; er mußte die Rippen zusammenpressen.

Sie fuhr noch leiser und eindringlicher fort: „Glaub nur, es wäre uns auch nicht recht, wenn bloß so einer aus dir würde. Das kann ich halt nicht glauben . . .“

Er sah sie mit einem scheuen Blicke an und sah, daß ihr die Tränen über die Backen rollten. Sie war immer gut mit ihm gewesen. Fast wie eine Mutter.

Da wandte sich Daniel weg! er trat zum Wagen hin und fing an, Klee aufzuladen. Die Meisterin sagte beim Rechen: „Daniel, es gibt dann just dein Lieblingessen zu Mittag: Bohnen und Speck.“

Als Gottlieb mit dem Kleewagen an der „Traube“ vorbeifuhr, sagte Daniel, er solle still halten. Er ging hinein und holte sein Handköffchen, das immer noch, wie ihm vorkam recht verachtet, in der Ofenecke stand. Er habe sich anders besonnen; er bliebe wieder da, sagte er zum Wirt. Das entlehnte Geld wolle er ihm noch vor Abend schicken. Dann lud er das Köffchen draußen auf den Wagen und deckte es ein wenig mit Klee zu. Er selber ging den hintern Gartenfußweg hinab, auf dem man das Unterdorf abschneidend auf die Straße nach Reichenberg gelangen kann.

Als er gegen elf Uhr noch nicht zurück war, kam Frau Babette in große Sorge. „Jetzt ist er gewiß zum zweiten Mal verunglückt“, sagte sie zu Bani. Sie meinte, er sollte nach Reichenberg hinab, um nach ihm zu sehen. Aber Bani war nicht dafür. „Wenn ihm etwas quer im Kopfe sitzt, so ist's besser, er bringt es ganz heraus, als bloß halb“, behauptete er.

Während sie noch hin und her rieten, trat Daniel in die Stube. Er rauchte aus einer neuen Tabakspfeife und trug ein Paket unterm Arm, aus dem ein paar neue Stiefel hervorguckten.

„Es hat mir immer etwas gefehlt die Zeit her“, sagte er, auf die Pfeife weisend. „Nun wird es schon wieder grad fort¹⁾ gehen.“

Ungefähr ein Jahr nach jenem Erlebnis im Rebhäuschen machte Nani Steiner mit dem Jakob Spinner im Ebnet Hochzeit. Sie hatte nie mehr ein Wort über jenen Abend mit Daniel verloren. Anfangs hatte er bemerkt, daß sie ihm auswich, wo sie konnte; aber dann schien sie bald alles vergessen zu haben und scherzte und plauderte am Brunnen mit ihm. Wie der Jakob, ihr Hochzeiter, auf dem Ebnet einen schönen Obstwuchs habe und einen Stall voll Vieh; wie sie sich freue, daß seine Schwester, die Luise, nun auch verlobt sei. Denn sie sei eine hochmütige Mamsell; sie zwei wären nie mit einander ausgekommen. Am Ostermontag gab sie ihm ein blaugefärbtes Ei mit einem Sprüchlein darauf:

Das Eilein war mein,

Jetzt ist es dein,

Ist blau wie ein Vergißnichtmein!

Hin und wieder an schönen Sonntagnachmittagen saß sie mit dem Spinner auf dem hintern Hausbänkelein und tat lieb mit ihm. Daniel sah den beiden von seinem Kammerfenster aus zu und dachte bei sich: Das Weibervolk ist doch zu wunderbar. Vielleicht will sie mich jetzt fügen.²⁾

Aber als er Nani am Hochzeitstage am Arm ihres Brautführers im schwarzen Gewand, das Kränzlein auf den Böpfen, drüben aus dem Hause treten sah, tat es ihm doch ein wenig weh.

„Jetzt hab ich es halt verpaßt“, sagte er leise und sah sich um, ob ihn niemand gehört habe.

Eine Woche darauf mußte er die Vieß und Steiners Bläb an den neuen Brückenwagen spannen und Alwine Merks Aussteuer nach dem Schwendihof hinaufführen. Der alte Schwendihöfler war selber als Freiwerber in des Merks Haus gekommen. Es sei ihnen ja nicht um Geld zu tun; es sei Zeug genug da, hatte er gesagt. Der Peter müsse nur eine schaffige Person haben. Ohne ein richtiges, kuraschiertes Weibsbild gehe es nicht in einem Hause, wo es soviel zu regieren gebe; die Mägde machen einen arm. Alwine hätte es fast lieber gesehen, wenn der sechzigjährige Witwer für sich selber gefragt hätte. Doch als er dann am folgenden Sonntag mit Peter gekommen war, hatte es keinen Anstand gegeben.

Die geschmückte Peitsche in der Hand schritt Daniel gelassen neben den Pferden her und freute sich, wie der Vieß das blankgeputzte Geschirr und die bunten Seidenbänder am Backenstück gut standen. Er wunderte sich, daß er mit Alwine so leicht fertig geworden war. Sie saß neben dem Schwendi-Peter auf dem rotbraun überzogenen Kanapee vorn auf dem Wagen. Wenn er sie ansah, kam sie ihm zwar so hübsch vor als je einmal; aber er fand im stillen, daß alles den rechten Weg gegangen sei.

Das Brautfuder durfte sich wohl sehen lassen. Alles Hartholz. Frau Babette hatte beim Morgenessen gesagt: Ja, der Merks-Heiri habe gut machen; sie habe den alten Schwendihöfler selber beim Schreiner-Gust in der Werkstatt stehen sehn.

Hin und wieder standen Schulkinder an der Straße und sperrten diese mit Stangen ab, wenn das Fuhrwerk näher kam. Dann fragte Peter jedesmal, ob er da Fünfer auswerfen müsse. Und Alwine stieß ihn an und sagte leise, daß es Daniel nicht hören sollte: „Hä natürlich! Was meinst denn?“

¹⁾ den geraden. ²⁾ ärgern.

Beim Ilgenwirt im oberen Kerstenhofe kehrte man ein; Alwine wollte das so haben.

Das Absteigen war etwas beschwerlich; Daniel machte den äußern Strangen los, und der Peter kletterte herab. Alwine stand auf den Deichselarmen; sie sagte zu Daniel: „Halt mich ein wenig, ich fürchte mich wegen den Pferden.“ Daniel bot ihr die Hand; da ließ sie sich gleich in seine Arme gleiten. Er erschraf ein wenig; sie war weich und mollig; er dachte, während er sie behutsam auf den Boden niederließ: nein — so ein lederner Hochzeiter wär ich doch nicht! — Von da an mußte er sich wieder oft heimlich nach ihr umsehen.

Als das Brautfuder gegen den Schwendihof einschwenkte, kam der Steinerberger Julius dem Fuhrwerk entgegen. Er hieß Daniel anhalten und teilte Peter mit, er habe im Stall ein wenig helfen müssen; es habe drei Kühe gebläht. Während dem Reden sah er Alwine an und lächelte selbst.

Der Peter kam ganz in Aufregung. „Natürlich, da hat man's! Ich habe immer gedacht, es gebe etwas Dummes, wenn ich eine Stunde nicht daheim sei.“ Er dankte Julius; aber dieser meinte, das sei nicht der Rede wert, Nachbarn müssen sich ausbilden. Daniel blickte verstohlen über den Kummel weg nach Alwine; er sah, daß sie Julius' Bächeln nicht erwiderte; es lag etwas wie heimliche Angst in ihrem Blick. Da kam ihm in den Sinn, daß Heinrich Leubli hatte wissen wollen, der Steinerberger sei noch als Hochzeiter zweimal bei der Merken-Alwine gewesen. Er hatte das bis jetzt nicht geglaubt.

Nach dem Abladen der Aussteuer ließ es sich Alwine nicht nehmen, Daniel auf dem Hof herumzuführen. Sie zeigte ihm die schönen Hausäcker, den mit einer alten Sandsteinmauer eingefriedeten Garten, die gefüllte Scheune und den hellen Doppelftall, in dem zwei Reihen blank gepukter Fleckkühe standen. Der Peter hatte mit einem Rind zu schaffen, bei dem nachträglich auch noch Blähsucht aufgetreten war. „Es hat jetzt zweimal gerülpt“, teilte er der Braut freudestrahlend mit; „es wird's bald überhauen, wenn ich nicht lugg lasse. Ein Glück war, daß wir zur rechten Zeit heimgekommen sind!“

Vom Stall aus ging's ins Haus hinüber; alles mußte Daniel sehen, vom gewölbten Keller bis hinauf in den Estrich, wo sich an den mächtigen Schornstein die Rauchkammer anlehnte.

Alwine machte die eiserne Türe auf. „Das riech ich gern!“ sagte sie und wies dabei auf die an den ruhigen Drehhaken hängenden Speckseiten.

„Da gibt's noch zu beißen“, bestätigte Daniel kleinlaut.

Während sie den rostigen Riegel wieder vorschoß, sah er sie von der Seite an; ihre volle Gestalt, das frische Gesicht und die munteren braunen Augen. In diesem Augenblick kam sie ihm so begehrenswert und lieb vor, daß er über sich selber erschraf. Er konnte nicht anders: er legte einen Arm um ihren Hals und beugte sich zu ihr hin, so daß seine Wangen an der ihrigen lag. „Du — es wäre halt doch schön gewesen . . .“

Sie ließ es geschehen, daß er sie fester an sich zog. Dann sagte sie leise und ernsthaft: „Ich habe auch daran gedacht. Jetzt eben.“

Er küßte sie heftig auf Mund und Wangen. Da wehrte sie leicht ab und trat zurück. Sie suchte seine Augen; ein bitterer Zug legte sich um ihren Mund.

„O — wenn du einmal, ein allereinziges Mal so gewesen wärest! . . . Weißt, du bist sonst nicht einer, den die Mädchen nicht mögen; ich habe sogar deinetwegen gebetet! Ja, in der Kirche! Es war vielleicht Sünd' . . . Ach — wir Mädchen möchten halt zu einer Zeit geküßt sein! Oder ich bin allein so.“

Er stand da wie eine Bildsäule, die Lippen aufeinander gepreßt. Da breitete sie die Arme aus, lachte ihn an und sagte leise: „Komm, jeh küß ich dich auch einmal!“

Er ließ sich von ihr umfassen und erwiderte ihre Küsse mit warmem Verlangen. Sie flüsterte staunend, indem sie ihm in die

Augen hineinsah, ganz nahe: „Rein — jetzt bist du so einer! Und hast immer getan wie ein heiliger Geist!“

Da dachte er an den Peter im Stall. „Du — es ist nicht recht! . . .“

„Recht oder nicht!“ Ihre Augen funkelten zornig. „Der Herrgott hat mir nichts geben wollen! Aber ich stehl es mir, alles!“ Sie drängte sich heißer an ihn.

Da hörte man den alten Schwendihöfler die untere Stiege herauf tappen. Augenblicklich war sie von ihm weg und rief lachend in den Treppentraum hinab: „Vater, des Bänis Knecht meint, da neben der Rauchkammer möcht' er acht Tage einquartiert sein!“

Daniel stieg mit klopfendem Herzen hinter ihr die Stiege hinab. „So einer bin ich jetzt geworden?“ . . . Er glaubte, der Alte werde ihm gleich alles vom Gesicht ablesen.

„Ja, Schwendihöfler, Ihr habt gut eingemegget“, sagte er mit kleiner Stimme, als er unten neben dem weißbärtigen Bauern stand.

Da klopfte ihm der auf die Achsel und meinte aufgeräumt: „Hä, wenn Ihr vom Gediegenen¹⁾ so Liebhaber seid — ich hab da eben sagen wollen, Ihr wäret nun lang genug beim Bani im Raskacker gewesen. Da heroben wär auch noch ein rechter Platz für einen hauslichen, schaffigen Mann wie Ihr seid. Was meint Ihr denn, hä?“

Daniel fühlte, daß ihm das Blut ins Gesicht stieg. „Ich will mir's überdenken“, sagte er, sonst nichts.

Als er hinaus ging, um nach den Pferden zu sehen, zupfte ihn Alwine im Hausgang leicht am Rockärmel: „Du — warum hast du nicht gleich zugesagt?“

„Ich will mir's überdenken“, sagte er wie vorhin. „Weißt — ich kam schon gern!“ stieß er dann hastig heraus und zog die Türe hinter sich zu.

Im Pferdestall schüttete Peter der Viesi und dem Bläh eben noch einen Vierling Hafer auf. „Die Pferde müssen auch einen guten Tag haben“, sagte er treuherzig.

Daniel wagte nicht, ihn anzusehen. Er schaute den Pferden zu, wie sie sich den Hafer schmecken ließen. Es war ihm noch ganz sturm im Kopfe. „Natürlich, ich tu's!“ dachte er zuerst. „Warum denn nicht? Wer hat mir zu befehlen? Man kann doch nicht immer am gleichen Ort sitzen!“

Er sah den Peter im Stall hantieren.

Da trat ihm plötzlich alles ganz klar und deutlich vor die Augen: er wird vor diesen zwei Menschen, vor dem Peter und vor dem Alten hin und her gehen müssen wie ein Schelm. Wie ein Lausbube, der keine richtige, glatte Ohrfeige wert ist. Und wenn er beim Rasierer Näs sitzt und in den Spiegel sieht, wird er denken müssen: jetzt schaut dich ein schlechter Hund an! . . .

„Rein!“ sagte er plötzlich ganz laut zu sich selber.

Am andern Morgen beim Pferdepuken legte Daniel den Kopf an Viesis Hals, schmeichelte ihr und sagte: „Du, Viesi, mein, gestern ist's schön gewesen. . .“

Frau Babette fragte ihn während der folgenden Wochen mehrmals, was denn auch mit ihm sei, ob er am Fortgehen herumstudiere. Er meinte, nein, das gerade nicht; aber man habe halt sonst mitunter so Grillen im Kopfe.

In Wirklichkeit war er noch nicht mit sich selber fertig. Manchmal überraschte ihn ganz plötzlich der fertige Gedanke: auf dem Schwendihof wird alle Arbeit ganz anders aussehen als hier. . . .

Am einem hellen Herbstnachmittag war Daniel hart an der Kerstenbergerstraße mit Obstlesen beschäftigt. Da kam die junge Schwendihäuerin auf dem braunen Rennwagen den Berg herab gefahren. Sie grüßte und hielt an.

„Gibt's wohl aus, Daniel?“

„Es läßt sich machen.“

Daniel stieg von der Leiter herab, trat an das Fuhrwerk heran und gab ihr die Hand.

¹⁾ überwinden.

¹⁾ Geräucherten.

„Wir bekommen viel dies Jahr“, sagte sie; der Stolz der Bäuerin klang aus ihrer Stimme. Sie kam ihm ganz fremd vor.

„Geh's dir gut auf dem Schwendihof?“ fragte er trocken.

„Ei, warum nicht? Es ist Zeug genug da. — Am Sonntag sind wir zur Tante nach Guldenbach gefahren“, plauderte sie weiter. „Und ich habe selber kutschiert.“

„Es ist schön jetzt zum Ausfahren; nicht zu heiß und keine Bremsen mehr“, sagte Daniel. Für sich dachte er: „Denkt sie denn gar nicht mehr daran? . . .“

Es gab eine Pause. Sie legte die Hand an die Hemmschraube und machte Miene, dieselbe loszutreiben.

„Du hast's goppel eilig“, meinte er.

Da kam ein leichtes Lächeln um ihre Mundwinkel. Sie ließ das Pferd ein paar Schritte weit gehen; dann hielt sie es wieder an und wandte sich auf dem Sattel halbwegs nach ihm um. Sie sah sich hübsch an; er dachte: sie ist wie ein Mädchen, nicht wie eine Frau.

„Was hast du eigentlich im Sinn, bleibst du im Kalkader?“ fragte sie wie nebenbei.

Er besann sich ein wenig. „Ich weiß es noch nicht. Manchmal denk ich ja, manchmal nein. — Besser wär's hat jedenfalls doch. . . . Oder was meinst du?“

„Es kommt halt auf dich an“, sagte sie schnippisch.

„Wärest du froh, wenn ich käme?“

„Das sag ich dir nicht. — Meinst du, ich halte an?“ Bei den letzten Worten lag etwas wie Born in ihrer Stimme.

Da verstand er sie.

Einen Augenblick dachte er daran, den Sack wegzuerwerfen und zu ihr an den Wagen zu treten. Ihre Hand lag lose auf der Sitzlehne — er hätte sie anfassen und streicheln mögen.

Er blickte sich scheu um. Da sah er den hellen Sonnentag auf den Feldern ausgebreitet liegen, und blickartig kam die Erkenntnis wieder über ihn. Just wie damals im Pferdestall auf dem Schwendihof. So werd' ich mich nachher immer umsehen müssen! Die Bäume und die Acker werden es mir ansehen. Denn es wird kein redlicher Blick mehr aus meinen Augen kommen.

„Sag nein, oder sag ja!“ drängte Alwine. Es war Alwine, nicht die Schwendibäuerin.

Er sah sie nicht an; er blickte in den Boden hinein. „Du — es wäre halt doch nicht das, was ich gemeint habe . . .“

Da ließ sie die Peitsche leicht auf des Pferdes Rücken niederfallen und fuhr scharf bergab. Er stieg wieder auf die Leiter und las Äpfel ab. —

Schluß folgt.

Das Kind und die Rose

Skizze aus dem Leben eines russischen Emigrantenkindes

Von Maria Scherrer.

Ich nannte sie ganz einfach Karina. Ihr richtiger Name war mir zu kompliziert. Wir lernten uns an einem Wohltätigkeitsbazar kennen. Sie war klein und zierlich gebaut, sprach Deutsch mit einem slawischen Akzent. — Ihr Gesicht war nicht schön; aber interessant und die großen dunklen Augen hatten einen überaus rührenden, kindlichen Ausdruck. Ihr Alter war schwer zu bestimmen. Vielleicht war sie sechzehn, vielleicht achtzehn, ich mochte nicht darnach fragen. —

Wir standen uns am Schminktisch gegenüber, denn wir hatten beide mitzuspielen in der kleinen „Komödie“, die das Publikum im Saale draußen unterhalten sollte. —

Sie schaute mich von oben bis unten an und sagte: „Sie spielen hier auch etwas Theater, gnädige Frau?“ Ich nickte nur, denn ich hatte mir gerade eine kleine schwarze Tablette in den Mund gesteckt, um meiner Stimme helleren Klang zu geben. — Sie fuhr etwas ironisch, fast tadelnd fort: „Daß man den lieben Mitmenschen doch mit solch einer Veranstaltung das Geld aus der Tasche locken muß, um armen und notleidenden Leuten helfen zu können. Man könnte das doch einfach auch ohne das tun, dann brauchen wir uns nicht abzumühen, um ihnen zu gefallen!“ Ich wußte vorerst auf diese Bemerkung nicht die rechte Antwort, dann aber öffnete ich die kleine Dose, hielt sie ihr hin und sagte: „Da, nehmen Sie, es ist besser über solche Dinge nicht nachzudenken. Was wollen Sie, der Mensch ist nun einmal so, er will für sein bißchen Geld immer wieder etwas haben, umsonst! — nein, erwarten Sie das nicht — umsonst tut selten jemand etwas! — Wir allerdings, wir beide und die andern, wir dürfen umsonst Komödie spielen, darum will ich auch meinen Spaß dabei haben. Ich mache mich schön, so schön es nur möglich ist, wollen Sie mir dabei nicht helfen?“ Jetzt aber lachte Karina, sie lachte so laut und heftig, daß ich beinahe erschrak. „O, ja Sie sollen schön aussehen und ich mache aus mir einen Lausbuben, einen Lausbuben sage ich Ihnen.“ — Ich wurde neugierig, ich hatte also doch richtig vermutet, die kleine Russin war eine Künstlerin, und sie machte mich schön, wirklich schön, so schön, daß ich mich beinahe nicht mehr erkannt hätte! „Sind Sie zufrieden? Solche Puppengesichter liebt das Publikum, ich möchte nicht in ihrer Rolle stecken, ich liebe das nicht! Warten Sie jetzt bis der Lausbub fertig ist! Es kommt ja auf das

Können an in der Kunst nicht? Oder auf das Schönsein?“ Oho, dachte ich mir, jetzt wird die Sache aber interessant. Neugierig sah ich der Kleinen zu, wie sie sich für das Spiel zurecht machte. Die Wirkung war überraschend. — In wenigen Minuten stand ein Bauernjunge vor mir, ein freches Lausbuben-Gesicht. Dieses Verwandlungstalent ließ mehr erwarten. —

Sie lachte mich aus dem Bauernjungen-Gesicht verschminkt an, winkte mir mit der Hand — die Hand allerdings, die verriet die kleine Karina — und trat hinter die Kulissen, dort auf ihr Stichwort wartend. Ich werde diesen Auftritt nie vergessen. Sie hatte vorerst nichts zu sagen, nur ganz blöb hinzuhorchen. Beide Hände vergrub sie in den weiten Hosentaschen. Mit unnachahmlicher Gebärde brachte sie einen Apfel zum Vorschein, führte ihn zum Munde, grub die Zähne tief in das saftige Fleisch und spie den Bissen in weitem Bogen aus, so als ob ein Wurm sie geekelt hätte. Was trieb sie wohl zu dieser Geste, die so lebenswahr schien? War es das Leben überhaupt, das sie verdroß, oder widerte sie das aufgepuckte Publikum an? Die Menschen, die draußen einen Hanswurst haben wollten? Heute war das Komödienspielen ihr Broterwerb, was mochte sie früher gewesen sein? Sie spielte so echt, daß man beinahe nicht klug aus der kleinen Person wurde. Unstreitig trug sie an diesem Abend den größten Erfolg davon und das Publikum ist also auf das schön zurechtgemachte Puppengesicht nicht hereingefallen! —

So etwas ähnliches habe ich ihr in der Garderobe gesagt, als Antwort darauf lächelte sie nur resigniert. Die Beine in den willkürlich gestülpten Bauernhosen längsgestreckt vor sich hergeschoben, die Arme schlaff am Oberkörper hängend, den Kopf von der roten Lausbuben-Perrücke befreit, ganz vornübergeneigt saß sie da. Das Bildchen sah überaus trostlos und müde aus. Nur ganz wenig Leben war in dem schmalen Körper. Auf der einen rotbestrumpften Zehenpfe wippte sie den schweren Holzschuh leise auf und ab. Auf einmal gab sie sich einen Ruck, und der Holzschuh flog in weitem Bogen in die nächste Ecke.

Sie schien mich vergessen zu haben. Ich stand auf, legte meine Hand beruhigend auf ihre zuckende Schulter. „Verzeihen Sie, gnädige Frau“, ich habe mich vergessen. „Aber sagen Sie mir, wie soll das weitergehen, wenn ich nicht verhungern soll.“ — Nun hörte ich knapp und kurz eine Geschichte. — Wozu sie